

Forschungen, Positionierungen oder auch nur das Aufgreifen von Fachliteratur wohl weniger angepeilt. Für eine Leserschaft jenseits der Universität sind die Schwerpunkte etwas eigenwillig und die Präzision zu gering. Am ärgerlichsten ist jedoch, dass der im Titel und der Einleitung versprochene transnationale Ansatz weniger Umsetzung findet als in konventionellen Darstellungen zur deutschen Geschichte.

**Eleni Braat/Pepijn Corduener (eds.):  
1989 and the West: Western Europe  
Since the End of the Cold War,  
London/New York: Routledge, Taylor  
& Francis Group 2020, 290 S.**

Rezensiert von  
Christoph Lorke, Münster

Francis Fukuyamas 1992 formuliertes berühmtes Diktum vom „Ende der Geschichte“ wurde in den vergangenen Jahren vehement kritisiert und leidenschaftlich diskutiert. Mit dem Ende des Kalten Krieges hätten sich, so seinerzeit der Politikwissenschaftler, weltpolitische Widersprüche verflüchtigt, habe sich die liberale, kapitalistische, demokratische Marktwirtschaft als Ordnungsmodell durchgesetzt. Nachwirkung und Erbe dieser These stehen im Mittelpunkt dieses Buches, das aktueller kaum sein könnte. Neben geopolitisch-strategischen Aspekten, die die Welt seit dem 24. Februar 2022 in Atem halten, waren es zunächst die Ereignisse des Jahres 2016, als mit dem „Brexit“-Referendum

und der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten vermeintliche Gewissheiten in aller Heftigkeit in ihren Grundfesten erschüttert wurden. Angestoßen durch diese Geschehnisse scheinen eben jene in den Jahren zwischen 1989 und 1991 erfolgten politischen, sozialen, kulturellen und nicht zuletzt wirtschaftlichen Entwicklungen, die seinerzeit verbreitet affirmativ und enthusiastisch begrüßt worden waren, zunehmend mit Misstrauen betrachtet zu werden. Daraus entwickelten sich jüngst durchaus aufgeregt-alarmistische Diskussionen über die Überlebensfähigkeit, Erfolgsaussichten und Dauerhaftigkeit des westlich-europäisch-liberalen Weges, woraus Fragen nach künftigen wirtschaftlichen Modellen, der Zukunft der NATO oder der Bindekraft repräsentativer Demokratie resultierten.

Jene Annahme, dass 1989 Katalysator für die europäische Integration, die EU-Osterweiterung unter den Vorzeichen einer Liberalisierung wie „Verwestlichung“ und ebenso die heute prominent diskutierte „Veröstlichung“ des Einflussbereiches der NATO gewesen sei, greift der vorliegende Band auf, indem die damit verbundenen zeitgenössischen Annahmen konsequent in ihrer Genese, Reichweite und Nachwirkung historisiert werden. Denn all diese Entwicklungen waren seinerzeit Antworten auf umfassende Herausforderungen, mit denen die westlichen Staaten „nach dem Boom“ konfrontiert waren. Mit dem Schwerpunkt auf die Entwicklungen in Westeuropa geht es den Herausgebern um das Aufspüren historischer Kontinuitäten und Diskontinuitäten, die ihre macht- und wirtschaftspolitischen, geostrategischen wie politikulturellen Wurzeln häufig bereits in den 1980er Jahren ha-

ben. Dabei wird deutlich: Der Siegeszug der europäischen Idee und das Hohelied auf das Supranationale ist einer zunehmend skeptischen Haltung hinsichtlich künftiger länderübergreifender Kooperationen gewichen. Dazu gehört nicht nur der Umgang mit wirtschaftlichen Problemen, steigender Verschuldung oder das angemessene Reagieren auf Flüchtlingsströme; es schließt auch und nun immer häufiger Fragen danach ein, ob der Kalte Krieg überhaupt zu Ende ist, ob der Westen diesen gewonnen hat und was eigentlich unter dem „Westen“ zu verstehen ist. Vielmehr weite sich ihr Blick auf die Rolle der sog. Visegrád-Staaten oder potentieller Aufnahmestaaten wie dem Kosovo, Serbien, Moldawien oder der Ukraine aus. Hinzu kommen die Herausforderungen bezüglich der Vielzahl bereits existierender Diskrepanzen zwischen finanzstarken und finanzschwachen EU-Mitgliedstaaten oder in Bezug auf handfeste kulturelle Unterschiede, die tendenziell vor allem zwischen westlichen und östlichen Mitgliedstaaten bestehen und insbesondere in puncto Migration, Umgang mit Minderheiten oder auch Fragen um die nationale Souveränität entstanden sind.

In heuristischer Perspektive scheint es jedenfalls zielführend, so wie von den Herausgebern angeregt, das Gegebene nicht vom Ende her zu denken, sondern deutlich zu machen, dass jener Prozess mitnichten linear und unwidersprochen verlaufen ist. Man denke nur an das Phänomen der „Eurosklrose“ in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren, wodurch die damaligen integrativen Bemühungen vorerst an Dynamik verloren, ehe im Lichte verbesserter wirtschaftlicher Kennzahlen die Idee europäischer Integration als geopoliti-

sisches, sozioökonomisches sowie symbolpolitisches Projekt gegen Ende der 1980er wieder an Attraktivität gewann. In diese Phase fiel die markante Süderweiterung des Staatenverbundes durch die Einbeziehung vormals diktatorischer Staaten wie Griechenland, Spanien und Portugal, was in eine Zeit fiel, in der neoliberale Ansichten, der Glaube an die Mächte und Kräfte des freien Marktes und die Bedeutung von Privatisierung und Deregulierung politisch handlungsleitend waren. Gewissermaßen „im Windschatten“ profitierte das demokratische Modell – mannigfache Kritik inklusive. Diese kaum zu vernachlässigenden und miteinander verwobenen Prozesse werden in vier thematischen Sektionen in gut einem Dutzend Beiträgen behandelt: zunächst die sich verändernde Stellung Deutschlands in Europa, zweitens die Transformation eines neoliberal überformten Kapitalismus, sodann die vielfältigen geopolitischen Herausforderungen und viertens die derzeitigen Krisenerscheinungen repräsentativer Demokratie.

Es gibt reichlich Gründe dafür (wie auch dagegen), der Bundesrepublik eine so prominente Rolle einzuräumen. Trotz aller unbestreitbaren Errungenschaften nach gut drei Jahrzehnten Einheit sind es ja nicht zuletzt Aspekte wie wohlfahrtsstaatliche Verwerfungen, ökonomische Unterschiede zwischen neuen und alten Bundesländern, kulturelle Abweichungen (samt politischer, sozialer und mentaler Differenzen), die in den letzten Jahren die Diskurse mitgeprägt haben. Dennoch avancierte Deutschland, so der Tenor der Beiträge, zu einem, wenn nicht dem dominanten Staat auf dem europäischen Kontinent, zum Taktgeber für wirtschafts- und finanzpolitische wie sonstige Weichenstel-

lungen. Erstaunlich ist dies alles auch deswegen, weil das Land in den frühen 2000er Jahren noch als „kranker Mann“ Europas galt. Letztlich dient den Herausgebern der deutsche Blick als eine Art Mikrokosmos für umfassende europäische Tendenzen, da sich hier der Glaube und die triumphalistisch wie affirmativ-euphorisch artikulierte Überzeugung bezüglich westlicher Überlegenheit besonders anschaulich spiegele. Die umfassenden Befürchtungen vor einer Rückkehr deutscher Stärke und breite Identitätsdebatten waren, so macht Jacco Pekelder deutlich, eine offenkundig widerstrebende Aneignung einer solchen Hegemonie- oder Führungsrolle, die mit selbstauferlegter Selbstbeschränkung interagiert und kollidiert – ein Zurechtfinden und Suchprozess, der auch in den anderen Beiträgen konturiert wird und kulturelle wie (geo-)politische Nachwirkungen und Selbstverständigungsdebatten reflektiert. Für die neoliberale Idee stellte 1989 zweifellos ebenso sehr einen Beschleuniger dar. Sie schuf zugleich Voraussetzungen für die Entstehung zunehmend kritischer, aber durchaus unterschiedlicher Aneignungen im Osten und Westen Europas (wie, abermals, Deutschlands). Die Verbindungslinien zwischen wirtschaftlicher Doktrin und den Vorstellungen freier Märkte wurden seither oftmals als mutmaßlich unverzichtbare Bestandteile demokratischer Entwicklungen verstanden, eine spätestens im Zuge der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise des Jahres 2008 empfindlich gestörte Annahme. Deutlich verweisen die Autoren auf das Lokale als entscheidenden Faktor für Akzeptanzgrade und plädieren somit für eine differenzierte Sicht auf diesen normativ ungemein aufgeladenen Begriff.

Die dritte Sektion setzt sich mit den vielen Fallstricken einer westlichen Triumphgeschichte aus der Perspektive der europäischen Integrationsgeschichte auseinander. Demokratiedefizite, letztlich aber auch die Grenzen und Reichweite der Osterweiterung sind hochgradig aktuell in diesen Tagen – und insbesondere die Rolle und das Werden Russlands wird derzeit rastlos erörtert. Laurien Crump hebt in ihrem Beitrag auf verpasste Chancen und versäumte Möglichkeiten ab, ein nachhaltiges Verhältnis zu Russland entwickelt zu haben – und zwar ausgehend von den Vorstellungen eines „gemeinsamen Hauses Europa“ (M. Gorbatschow). Die europäische Integration hätte andere Modelle bilateraler Verbände (OSZE) recht bald an Bedeutung überholt, wodurch Russland in vielerlei Hinsicht marginalisiert worden wäre. Die Frage nach einem solchen Möglichkeitsfenster wurde zwar retrospektiv immer öfter gestellt wird, damit verbundene grundsätzliche Offenheit und Kontingenzen jedoch sind durch die jüngsten Geschehnisse („Zeitenwende“) einstweilen vom Tagesgeschehen eingeholt worden – was nicht bedeutet, diese historisch nicht dennoch ernst zu nehmen. Inwiefern vor dem Hintergrund derzeitiger Geschehnisse ein „moderate return of Russia to Europe“ (S. 202) überhaupt noch denkbar ist, entzieht sich indes den Prognosefähigkeiten der Geschichtswissenschaft. Ähnlich ist es um Sektion vier bestellt, in der die links- wie rechtspopulistischen Aufstiege im Mittelpunkt stehen – ihres Zeichens Ausdruck des Unbehagens neoliberaler Erfolgsnarrative „von unten“. Auch dies ist, wie die Beiträger deutlich machen, ein spürbares Vermächtnis von 1989, dem vermeintlichen Ende der überkommenen

geopolitischen Auseinandersetzungen. All dies fordert uns nicht nur auf, jene so skizzierte westliche (und seither und bis vor Kurzem stetig reproduzierte) Erfolgsgeschichte kritisch zu reflektieren, sondern auch deren Fragilität und ihre Umstrittenheit künftig noch ernster zu nehmen.

Der lesenswerte Band vereint durchweg profunde Beiträge, die zum Nachdenken anregen. Ob die Befunde im Einzelnen wirklich vollkommen neu sind, sei dahingestellt, aber in der Zusammenschau ergibt sich ein hellichtiges und ungemein gegenwärtiges Panorama. Weiterführende Überlegungen dazu, welche genuin osteuropäischen Perspektiven kontrastiv oder bestätigend hinzugezogen hätten werden können, bleibt freilich oft nur angedeutet bis gänzlich offen – die Arbeiten von Ivan Krastev und anderen haben in dieser Hinsicht Aufschlussreiches und Ernüchterndes zutage gefördert. Da der Rezensent keineswegs Freund eines Containerdenkens, weder zwischen Ost- und Westdeutschland noch bezogen auf Europa ist, sei abschließend eine Vermutung zu künftigen Zugriffen erlaubt: Voraussichtlich werden bald andere Unterscheidungsmerkmale noch prägender werden (Peripherie/Zentrum bzw. Stadt/Land; Arrivierte vs. „Modernisierungsverlierer“ u. a.).

**Paul S. Landau: *Spear: Mandela and the Revolutionaries*, Athens: Ohio University Press, 2022, 412 pp.**

Reviewed by  
Ulf Engel, Leipzig

In his latest monograph, the Washington DC-based historian Paul Stuart Landau offers a deep rereading of the period from March 1960 to mid-1964 in South African history, when the African National Congress (ANC) reassessed its non-violent anti-apartheid policies and decided to also embark on a course of armed liberation struggle. The vehicle for this armed insurrection was the military organization Umkhonto we Sizwe (MK, or IsiZulu and isiXhosa for “Spear of the Nation”). The militia started a campaign of sabotage in December 1961, including derailing freight trains, downing telephone lines, and blowing up post offices. The violent contestation of the apartheid regime soon led to the introduction of draconian laws, a militarization of the South African police, and the imprisonment of dozens of activists without trial. Between August 1962 and July 1963, the regime succeeded in capturing the movement’s leadership, and after the infamous Rivonia trial (October 1963–June 1964), the group around Nelson R. Mandela, Walter Sisulu, and Govan Mbeki was sentenced to long prison terms. The option of a widespread violent insurrection was off even before it had seriously started. A large-scale, coordinated guerrilla onslaught (the so-called Op-